**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 22 (1918)

Rubrik: Dramatische Rundschau

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

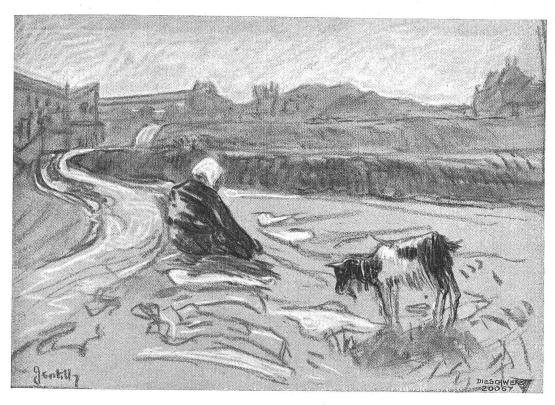
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 24.10.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Dierre Eugene Dibert, Genf.

das Urrätsel der Versönlichkeit des Voet= Propheten, Spittelers, entgegentritt (s. Runstbeilage). Meinen Sinn berührt es aber inniger, wenn er dem großgesinnten Idylliker in seinem Busen den Vortritt gewährt, sei es, daß er eine sinnende junge Frau darstellt, deren Haupt ein Flor von Weh umhüllt (s. S. 275), sei es, daß er in weite Tiefen Landes vor= schaut und die Melodie der Linien, der Ströme, der Baumfluchten, der Wolken= reihen, der Horizonte sehnsuchtsvoll er= klingen läßt. Fast immer wirkt Viberts Runst im Idyllischen elegisch. Nur wenn seines Lieblingsdichters Verhaeren Laute tönt, wie der Wachtel Schlag im Hage, wird er freudiger, kernig formvoller, bu= kolisch (vgl. Runstbeilage). Viberts Art überträgt in wahrhaftestem Wesen und Willen die Empfindungskunst des acht= zehnten Jahrhunderts, mit sozialer Tragik da beschwert, dort ihr zu entrinnen luchend, in unsere Fühlweise. Mir scheint

vorstadtszene (Gentilly=Paris). Kohlenzeichnung.

er treuer als viele die leidende, im zurück= gezogenen Leben Heil und Segen erhof= fende Stimme der Zeit zu sein. Vibert ist aber auch ein fest zugreifender Gestalter, da, wo der Wettbewerb am stärksten ist: er hat hohe Verdienste um die Erneuerung der guten Buchform, an der trefflichen Ausgabe der "Maîtres du Livre" ist er als Gründer beteiligt, und wir hoffen, es möge ihm beschieden sein, auch in das schwei= zerische Buchwesen ordnend einzugrei= fen. Aber das Sanctuarium seiner Runst und Seele liegt doch wohl in den Blättern geborgen, die er gestochen und deren Folge manche Fiber im Beschauer süß und bitter, nach Menschenart, anrührt. Solche Naturen sind es, die unserm Alleinsein Halt und Hoffnung und Ausblick gewähren und eröffnen. Solche Gäste wollen wir mit Herz und Hand empfangen, selbst wenn sie nur unseres Schlages, wenn sie nur Schweizer sind.

Dr. Johannes Widmer, Genf.

## Dramatische Rundschau I.

Das Zürcher Stadttheater brachte nach kurzem Borgeplänkel, wobei allerlei bunte und

unschuldige Leuchtkugeln aufstiegen und, ohne eine Spur zu hinterlassen, verpufften, als erste

Gabe von Belang Bernard Shaws "Caefar und Kleopatra". Diese "Historie" oder "histo=rische Komödie", die übrigens nicht neu ist, son= dern schon 1900 geschrieben wurde, steht ihrem Charakter nach mit den "Helden" und dem "Schlachtenlenker" auf einer Linie. Den Inhalt wiederzugeben, wäre ein müßiges Unter= fangen; denn fürs erste ist die Handlung von so buntschillernder Vielseitigkeit, daß ihr Kern kaum herauszuschälen ist, und fürs zweite ist nicht das, was geschieht, sondern der Geist, der in den Dingen steckt, die Hauptsache. Hohes und Tiefes, milde Weltweisheit und zersegende Fronie, Ernst und Ulf weben ineinander zu einem farbenreichen, immer wechselnden Bilde. Man sieht sich von einer Stimmung in die andere ge= worfen, in den Ueberschwang erhabener Gefühle fährt es plöglich wie ein kalter Wasserstrahl und vernichtet alle Feierlichkeit. Zwischen Caesar und der sechzehnjährigen Ptolemäerin entspinnt sich ein köstlicher Liebeshandel. Entzückend ist es, mit welch feinem Humor und welch überlegener Weisheit der alternde Mann das wilde, kluge und grausame Kind zum Weibe heranbildet, wie er es lehrt, daß man herrschen kann, ohne zu töten, ohne sich zu rächen. "Kann man einen Gott lieben?" gibt Rleopatra auf die Frage, ob sie Caesar liebe, zurud. Und diese Göttlichkeit, besser gesagt die tiefe Menschlichkeit Caesars leuchtet aus dem wizigen und ulkigen Ranken= werk des Stückes hervor und bildet inmitten all der Respektlosigkeit gegen Heldentum und Welt= geschichte seinen sittlichen Rern.

Auf Shaw folgte Wedekind. "Erdgeist", "Franziska" und "Schloß Wetterstein" gingen über die Szene, der Dichter selbst spielte in allen drei Studen die männliche Hauptrolle, seine Gattin die Franziska und die Lulu. Drei Monate später ist er gestorben\*). Eindrücke, die die Bühne vermittelt, haften gemeinhin sicherer und lebendiger in der Erinnerung als die, die wir im Vortragssaal empfangen. Diesmal war das Gegenteil der Fall. Rurz vor seinem Gastspiel las Wedekind im Lesezirkel Hottingen sein lettes Drama, den "Serakles", vor. Der Eindruck, den diese in den erhabensten Regionen schwebende Dichtung hinterließ, war so stark, daß heute dieses Werk wie ein mächtiges Finale erscheint. Was die Bühne nachher brachte, stimmte die Begeisterung merklich herab. Der "Erdgeist" frei= lich wird immer zu den bedeutenoften Schöpfungen zählen; "Franziska" und "Schloß Wetterstein" enttäuschten. "Franziska", ein "mo= dernes Mysterium", ist das Drama des Sinnen= überschwanges. Franziska will alle sinnlichen Genüsse durchkosten. Sie stürmt in Begleitung ihres Geliebten und Gelegenheitsmachers Beit Runz wie Faust mit Mephisto durchs wilde Le= ben, spaziert als Mann verkleidet einher, wird der Gatte eines dämlichen Bürgermädchens, sieht erst die kleine, dann die große Welt, ge= nießt heißer Liebesstunden mit ihrem Freunde, wirft sich, nachdem sie auch diese Freude vollauf genossen hat, einem herkulischen Schauspieler an den Hals und landet schließlich im Safen der Ehe mit einem braven Maler. So endet denn die tolle Fahrt mit der moralischen Erkenntnis. daß des Weibes höchstes Erdenglück ist, Gattin und Mutter zu sein. Sieht man sich den Lebens= weg dieser Franziska näher an, so will einen bedünken, daß für sie und ihre heiße Lebensgier bei all ihren Abenteuern herzlich wenig heraus= springt. Sie steht nicht im Mittelpunkt der Sand= lung, sie ist nicht die treibende Rraft, sondern sie wird getrieben, sie ist nicht mit jener fühnen Schärfe gezeichnet, die Wedekinds Gestaltungs= fraft sonst eigen ist, sondern bleibt schattenhaft und blutleer. Es kommt dazu, daß die vielen theoretischen Erörterungen und symbolischen Szenen die Einheit der Handlung sprengen und eine unmittelbare und lebendige Wirkung nicht aufkommen lassen. Nun "Schloß Wetterstein". Ein Schauspiel in drei Aften, richtiger in zwei Teilen, die wenig miteinander zu schaffen haben. Der erste ist ein Familiendrama voller Bizarrerien, Draufgängereien und Unklarheiten, der zweite die Tragödie der Dirne à la Lulu. Das erste verläuft im Sande, die zweite schließt mit einer Szene, die wieder ein Beispiel ist von Wedekinds unbarmherziger Gestaltungsart. Wenn der Tod in höchst eigener Person an die Dirne herantritt und sich mit Wollust an den Qualen der Sterbenden weidet, so läuft es einem wohl eiskalt über den Rücken. Das ist aber auch der einzige Gewinn, den man aus dem lose gefügten Schauspiel herauszufischen vermag. Doch diese letten theatralischen Eindrücke werden uns die Erinnerung an den Dichter nicht trüben, es sind Eindrücke, die zum Bilde gehören, das Wedefinds Schaffen in der Gesamtheit wie im einzelnen bietet mit seinem fortwährenden Wechsel von Versagen und Gelingen.

Als Dritter im Bunde der Spötter und "Berreißer" erschien der Grieche Aristophanes, und der alte Athener nahm sich dabei höchst zeitgemäß und modern aus. Was er vor mehr als zweitausend Jahren in seinen "Acharnern" und im "Frieden" über Krieg und Frieden sprach, gilt heute wie damals und erhält eine Aktualität, die mit händen zu greifen ist. Rein Satirifer unserer Tage, der den Kriegswahnsinn aufs Korn nähme, könnte den Nagel sicherer auf den Kopf treffen, könnte mehr unserer Zustimmung gewiß sein. Es zeigt sich wieder einmal, daß die Gedanken und Soffnungen der Menschheit von jeher immer dieselben gewesen sind und nichts Neues ist unter der Sonne. "Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht?" Hugo Blümner hat

<sup>\*)</sup> Bgl. ben Nachruf (mit Bilbnis) S. 225/27.

die beiden aristophanischen Komödien unter dem Titel "Krieg und Frieden" (Buchausgabe bei Suber & Co.) zu einem den Abend füllenden Spiel zusammengefaßt, indem er das, was den Forderungen der heutigen Bühne entspricht, mit geschickter Hand heraushob und alles dem all= gemeinen Verständnis nicht ohne weiteres Zu= gängliche oder auf der Bühne nicht Darstellbare über Bord warf. Damit erzielte er eine fräftig vorwärtsstrebende Handlung von lebendiger Bühnenwirkung. In jambischen Versen fließt der Dialog munter dahin und geht, wenn die Situation es verlangt, in einen polternden Trohäus über. Der tüchtige Regisseur Révn hatte die Romödie aufs wirksamste inszeniert und manche Szene bis zur tollsten Ausgelassenheit gesteigert, sodaß sich ein Erfolg ergab, dessen sich der alte Aristophanes noch im Grabe freuen dürfte. Ein vom Bearbeiter verfaßter (in der Buchausgabe fehlender) Prolog wies in bered= ten Worten auf die ernste Bedeutung des scher3= haften Spieles hin.

Wie uns heute der griechische Romödien= dichter verblüffend nahe tritt, so erhält auch der Tragifer für die Gegenwart eine ungeahnte Bedeutung. Ende Januar wurden im Stadt= theater die "Troerinnen" des Euripides auf= geführt, und mächtiger und ergreifender, als es zu andern Zeiten geschehen wäre, klang jest dies Rlagelied der troianischen Frauen an unser Dhr; die furchtbare Not der Welt, das Entsetz= liche des Krieges, über das man sich früher nie= mals völlig Rechenschaft gab und geben konnte, ließ uns das grausame Schicksal der Hekabe erst in ganzem Umfang begreifen und miterleben. Man spielte das Drama in der Bearbeitung Frang Werfels. Bei Euripides ist es kaum mehr als eine Folge von Szenen, die sich in der= selben Ebene bewegen, sodaß eine dramatische Spannung nicht entsteht. Werfel hat es dank seinem Temperament und einem intensiven Er= fassen menschlicher Schicksale fertig gebracht, eine mächtig sich steigernde Dichtung zu schaffen. Mehr und deutlicher als bei Euripides wird bei ihm die Gestalt der Hekuba zum Mittelpunkt der Handlung; sie ist es, zu der alles hinstrebt, sie steht am Schluß da wie ein Fels mitten im Meer des Jammers. Sie, die nicht nur ihr eige= nes, sondern auch das Leid der andern fühlt und trägt, wird zur Heldin, die in herber Resignation ihr Kreuz auf sich nimmt. "So nehme ich mein Leben an die Brust und trag's zu Ende!" Mit diesen Worten, die Werfels Eigentum sind, er= hält die Gestalt die überragende Größe und das Drama Ziel und Höhepunkt. Um die Handlung in fortwährendem Fluß zu halten, hat Werfel an Stelle eines Chors, der von Troias Zerstörung durch Herakles erzählt, einen "Wechselgesang" eingefügt, der in leidenschaftlich dramatischer Steigerung in den Schrei nach Rache und Ge=



p. E. Dibert, Genf.

Savoyifcher Birt. Solgichnitt.

rechtigkeit ausklingt und, statt die Handlung zu unterbrechen wie der erwähnte Chor, diese viel= mehr in der Schwebe hält und dem Gipfel ent= gegenführt. Das sind die beiden einzigen "Not= behelfe", die sich Werfel erlaubt hat, um einer= seits des Euripides Szenen zum Drama zu for= men und anderseits die driftliche Idee "Lebe und leide" herauszukristallisieren. Im übrigen folgt seine Bearbeitung ziemlich getreu dem Urtext, so= daß von einer Nachdichtung etwa im Sinne der Hofmannsthalschen "Elektra" nicht gesprochen werden kann. Nur in der glutvollen Sprache, die freilich keine ängstliche Gebundenheit an das Original verrät, sondern die lebendige Sprache eines Dichters ist, liegt die eminente Wirkung. Die Aufführung, unter der Leitung des Ober= regisseurs Danegger sehr sorgfältig vorbereitet, war eine ehrenvolle Tat des Zürcher Theaters.

Steht der Gedankengehalt der genannten Stude des Aristophanes und des Euripides (Werfels Bearbeitung ist vor dem Kriege ent= standen) in schlagender Uebereinstimmung mit den Ideen unserer Zeit, so ist das Drama eines modernen Dichters, das in Zürich seine Urauffüh= rung erlebte, unmittelbar aus der Gegenwart heraus entstanden, Stefan Zweigs "Jeremias". Die groß angelegte Dichtung ist, von dieser Seite betrachtet, im Grunde nichts anderes als ein mächtiger Protest gegen den Wahn= wit des Krieges, gegen den sinnlosen und vergeb= lichen Vernichterwillen. Friede um jeden Preis, selbst um den Preis der Erniedrigung, heißt es da; der Prophet und Bußprediger von Anathoth wird zum vehementen Ankläger wider die "Lockvögel des Krieges", zum "Sturmbod" gegen das vom Kriegsdelirium erfaßte Volk. Das wilde Hin und Her der Leidenschaften, der blinde Fana= tismus, das Ueberschreien und Mundtotmachen der "Pazifisten", alles, was seit vier Jahren im Welten=Bexenkessel brodelt, ist mit starker Sand auf die Bühne gebracht. Aber das Drama nur als Zeitdichtung betrachten und seine Wirkung nur aus unserer Stimmung erklären, hieße ihm unrecht tun und ist zudem für die Beurteilung seines künstlerischen Wertes ohne Belang. Es ist die Tragödie des Einsamen, des von Gott Er= füllten, der aus übermächtigem innern Drang sich einer Welt gegenüberstellt, gegenüberstellen



Edwin Gang, Burich=Bruffel.

Brabanter Typen IV. Bauer.

muß. Körperliche Mißhandlung, Gewissens= qualen, Zweifel an seiner Sendung, Absage von Gott, die sich zur Gotteslästerung versteigt den ganzen Leidensweg des Messias durchmist Jeremias und durchlebt ihn mit einer sein ganzes Wesen erschütternden Inbrunft und Leidenschaft= lichkeit. Zweig, der vortreffliche Verhaeren= Uebersetzer, findet für tiefstes Empfinden den schlagenden Ausdruck, seine Sprache hat eine gewisse alttestamentliche Feierlichkeit im Ionfall, in der Wortstellung und das Pathos seiner Rede oft eine hinreißende Rraft. Mehr in epi= scher Breite als in straffer Gedrängtheit ent= widelt sich die Handlung, die Linie flutet auf und ab, der Schluß schwingt sich zu feierlicher Höhe auf, ist aber, so schön er dichterisch sein mag, völ= lig undramatisch. Daß sich bei Jeremias im Augenblick der tiefsten Erniedrigung die Wandlung vollzieht, daß er als ein Geläuterter aus der Prüfung hervorgeht und Gottes Weg erkennt, mag wohl zu verstehen sein; daß aber das ganze Volt, seinem Beispiel folgend, plöglich zu Lobgesängen auf Jahwe übergeht, unter psalmo= dischen Gesängen aus der Heimat zieht und in dem Gedanken, daß für den zerstörten irdischen Tempel ein ewig währender Tempel im Herzen der Juden erstehen werde, daß "ewig währe Jerusalem", Trost und Genugtuung findet, das ist nur eine im Munde des Spätgeborenen nicht allzuschwer wiegende dichterische Idee, die das

> Werden überspringt und die Tatsache gibt, zudem durch die opernhafte Gestaltung eine bedauerliche Dishar= monie in die Dichtung bringt. Aber alles in allem ein schönes und ernstes Werk, dem in der dramatischen Produttion unserer Tage eine nicht ge= wöhnliche Bedeutung zugesprochen werden muß. Mit großem Eifer hatte sich das Stadttheater der Dich= tung angenommen, viel Tüchtiges ward wieder unter der Regie des Herrn Danegger geleistet. Der Erfolg hängt vor allem von dem Darsteller der Titelrolle ab, die zwar nicht besondere Schwierigkeiten bietet denn sie lieat klar und offen da die aber ein großes Maß von schauspielerischer Energie verlangt, eine Virtuosität, wie sie etwa Moissi besitt, und die dem Zürcher Darsteller, bei aller Anerkennung des Geleisteten sei es gesagt, noch fehlt, wodurch denn die höchste Wirkung nicht erreicht wurde.

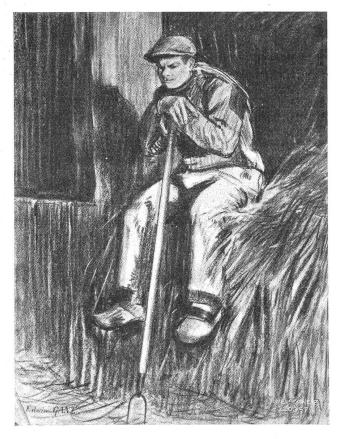
> Jur Feier des Reformationstages wurde Strindbergs Lutherdrama "Die Nachtigall von Wittenberg" gespielt, das erste Stückdes "historischen" Strindberg, das über die Zürcher

Bühne ging. Rein Drama in strengem Sinn, vielmehr eine Reihe von Bildern, in denen Luthers Lebensgang von der Jugendzeit im Elternhaus bis zum Weggang von der Wart= burg vorgeführt wird. Tatsache reiht sich an Tat= sache, ohne daß die psychologischen Zusammen= hänge in der Entwicklung des Helden aufgedeckt würden. Von Luthers Rampf mit der Welt und sich selbst wird wenig gezeigt, kein ihm ebenbür= tiger Gegner tritt auf den Plan, die dramatische Spannung ist völlig ausgeschaltet. Aber eine reine und herbe Luft weht in dieser "deutschen Historie". Dem Dichter selbst war sie ein Jung= brunnen, wie aus seinen Briefen an den Ueber= sețer Schering hervorgeht, sie war ihm "das Stärkste und Jüngste", was er geschrieben. Meisterhaft ist die Eingangsszene im Elternhaus: in das mnstische mittelalterliche Dunkel dringt noch zag und unbestimmt das Licht einer neuen Zeit, das Gewaltige, Umwälzende liegt gleich= sam in der Luft, ein seltsames Ahnen geht durch den Raum — das ist mit genialer Runst gestaltet. Zum Stärksten gehört ferner die spätere Begegnung Luthers mit seinem Bater: wie der Bater, so der Sohn, Stahl reibt sich auf Stahl. Und dieser Trotz, dieser Hochmut, dessen Luther sich rühmt, ist echt Strindbergisch, der hemmungs= lose Wahrheitsmut, der schon in dem Knaben Luther sich aufreckt, ist Geist von des Dichters eigenem Geist. Ein heiterer Simmel ruht über

diesem Lutherstück; über dem Drama "Rausch", das bald darauf folgte, liegt eine drückende und dustere Atmo= sphäre. Eine Rünstlergeschichte, die stofflich nicht neu ist, in der aber eine unerhörte Külle leidenschaftlichen Er= lebens zusammengedrängt ist; im Zeitraum von zwei Tagen durchläuft der held die ganze Skala menschlicher Zustände: aus bescheidenem Dasein wird er plöglich zur Berühmtheit em= porgehoben, verstrickt sich in Schuld, stürzt ins tiefste Elend und findet aus der Erniedrigung den Weg der Buße und sittlichen Läuterung. Es ist da= mit derselbe Gedanke ausgesprochen, der sich in andern Strindbergschen Werken findet: eine unbarmberzige Gottheit lenkt das menschliche Schick= sal, sie beugt den Menschen in den Staub, um in ihm die Sehnsucht nach dem himmel zu wecken.

Dem berechtigten Berlangen, daß der schweizerischen dramatischen Literatur ein Platz an der Zürcher Theatersonne eingeräumt werde, kam die Direktion zu dreien Malen nach. Man gab von Max Pulver die dramatische Szene "Christus im Olymp", die den Untergang der antiken Götters

welt durch die Macht des Christentums schil= dert oder schildern soll. Christus ersteigt den Olymp und trifft da mit den alten Göttern zu= sammen. Sie erkennen die überragende Größe des Nazareners und erklären sich ohne weiteres für besiegt. Die Dichtung bleibt völlig im Gebanklichen haften und hat von dramatischem Leben nicht eine Spur. Von dem Dramatiker Bulver konnte sie keinen Begriff geben. Es folgte Hans Reinharts dramatische Rhapso= die "Der Garten des Paradieses", über die im Juniheft 1916 von anderer Seite anläglich einer Privataufführung erschöpfend berichtet worden ist. Die öffentliche Aufführung bestä= tigte den dort geschilderten Eindruck, man sah sich einer sinnvollen Dichtung gegenüber, deren Inrische Schönheiten auch von der Bühne herab ihren Zauber ausübten, die aber doch, auf das Berufstheater gebracht, zu wenig dramatisches Rückgrat aufwies. Der dritte Schweizer, der zu Worte kam, war der Basler Carl Albrecht Bernoulli. Gein Luftspiel "Der Pechvogel und die tolle Bande" behandelt, in Anlehnung an Molière, das Thema vom Menschenfeind; es schildert die Bekehrung des Einsamen, Ueber= empfindlichen zum frohen Genießer des Daseins, des Lebensverneiners zum Lebensbejaher. Hans der Träumer stößt eigensinnig das Glück, das er mit händen greifen könnte, von sich, in selbstquälerischer Eigenbrödelei verschließt er sich



Edwin Sang, Bürich=Bruffel.

Brabanter Typen V. Bauer.

vor der Welt, reißt sich aber dann gewaltsam aus seiner Verdüsterung heraus und gelangt zur Er= kenntnis, daß "das Leben hell und gut ist und niemandem etwas zuleide tut". Wenn die Idee, wenn Gespräche allein schon ein Lustspiel aus= machen würden, so hätte Bernoullis Romödie gewonnenes Spiel; denn die Idee ist gut und der Dialog, zum Teil wenigstens, wigig und humorvoll, auch ist manche Szene recht fein er= sonnen. Aber ein Theaterstück muß vor allem gestaltet, die Handlung straff und klar gegliedert sein; diese Ronzentration und das deutliche Her= ausarbeiten der Situationen fehlt dem Stück in so erheblichem Maß, daß der Zuschauer oft nicht weiß, was das da oben auf der Bühne bedeuten soll; kaum eine Szene gelangt zu schlagkräftiger Wirfung. Go geschah es denn, daß der Erfolg, den man dem Dichter so gerne gewünscht hätte, leider ausblieb.

Man ist leicht versucht, mit einer gewissen gnädigen Herablassung von der Bühnenfertig= feit mancher Autoren zu sprechen, und doch wäre eine intimere Renntnis des für das Theater nun einmal Notwendigen gerade den schweizerischen Dramatikern, wie es die drei Abende zur Evidenz erwiesen, sehr zu wünschen, nur ein Gran von jener sichern Beherrschung des Technischen, über das die in der Pariser Schule erzogenen Ungarn Lengyel und Herczeg verfügen. Das Schauspiel "Die Tängerin" von Lengnel, dem Berfaffer des "Taifun" und der "Zarin", schildert das dem Romanleser oder Theaterbesucher schon ungezählte Male vorgeführte Schicksal der Künstlerin, die wähnt, daß sie procul negotiis des reinsten Glückes genießen werde, und die Erfahrung macht, daß es für den, der dem Theater einmal verfallen ist, fein Loskommen mehr gibt. Bür= gerliche Gesellschaft und Boheme stehen ein= ander gegenüber, es ereignet sich die große Szene, wo die aufgepeitschten Leidenschaften zusammenprallen, der ganze Kursus der Emp= findungen, Rührseligkeit, heiße Liebe, Ernüch= terung, wird durchlaufen, jede Situation ist auf die dramatische Wirkung zugeschnitten. Und so überzeugend ist die Mache, daß der Autor sich den

Wit gestatten darf, den ersten und zweiten Att im dritten noch einmal vorzubringen, ohne daß der gutgläubige Zuschauer den Kniff merkt. Aber eine gewisse tiefere Bedeutung läßt sich dem Stud nicht absprechen, nämlich die, daß alles im Leben einer großen Bühnenkünstlerin nur Epi= sode ist, daß jeder Herzenswunsch der Runst ge= opfert werden muß, alles Erleben nur dazu dient, die Runst zu verfeinern und zu vertiefen. Franz Herczeg hat sich für seine Romödie "Der Blaufuchs" einen ganz aparten Fall ausgedacht. Die Frau eines Professors will ihre Che, die von beiden Gatten längst als ein "Mißverständnis" erkannt worden ist, lösen und ihren Jugend= geliebten, dem sie innerlich stets angehört hat, erobern. Um das zu erreichen, spielt sie ein schlaues und verwegenes Spiel, muß sie eine andere scheinen, als sie ist, wie der Blaufuchs in Wahrheit gar nicht blau ist. Daß der Professor ein anderes Weibchen und seine "Berflossene" ihren Jugendgeliebten erhält, ist nach allerlei Rreuz= und Querzügen das selbstverständliche Resultat. Man hat dem Stud den Vorwurf des Konstruierten gemacht, vielleicht nicht ganz ohne Grund; aber es verrät außer einer eleganten Technik Eigenschaften, die doch wohl etwas bedeuten: vornehme Gesinnung, liebenswürdige Ironie und gereifte Lebens= erfahrung.

Was im übrigen der Spielplan an flassischen Dramen und andern bekannten Werken oder neuen luftigen Schwänken brachte, kann hier nicht erwähnt werden. Dagegen muß des Weih= nachtsmärchens "Rübezahl" von J. Löwenberg ehrend gedacht werden: der Berfasser hat sehr geschickt die verschiedenen Rübezahl=Mär= chen zu einer einheitlichen Dichtung verarbeitet, in der die Idee von der Sehnsucht des Menschenfindes nach dem Menschenland schönen und poetischen Ausdruck findet. Die von dem Badener Mukikdirektor und Lehrer am Zürcher Konser= vatorium Carl Vogler komponierte Musik, die von Kennern durchweg sehr günstig beurteilt wurde, darf sich ein gut Teil des Erfolges 311= schreiben. (Schluß folgt).

# Abend

In den Zweigen raunt ein Flüstern, helle Bäche ziehn im Düstern Murmelnd hin. Ueberm Fluß Rollt den sansten Bogen Nun der Mond. Auf den Wogen Kinnt sein Silberguß.

Atmend schwellen
Weiche Wellen
Ihm entgegen.
Und sie legen
Ihren Spiegel seinen Wegen
Schmeichelnd hin.

Ruth Waldstetter, Bern.